**Zeitschrift:** Film und Radio mit Fernsehen
**Herausgeber:** Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
**Band:** 16 (1964)
**Heft:** 1

**Artikel:** Ein lustiges neues Jahr
**Autor:** [s.n.]
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-962406

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 06.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

## AMERIKA LERNT

ZS. Die Ermordung Kennedys scheint in den Vereinigten Staaten, manchen Radiosendungen nach zu schliessen, nicht nur eine emotionelle, sondern auch eine geistige Erschütterung bis in bis jetzt immer als unerschütterlich geltende Tiefen bewirkt zu haben. Wie aus einem Traum erwacht, beginnt man sich kritisch umzublicken und zu fragen, ob die amerikanischen Ideale wirklich über jeden Zweifel erhaben sind.

In einer solchen Radiosendung hat H. McNeill die Frage nach der amerikanischen Demokratie gestellt. Seit Jahrzehnten ist sie als die ideale Regierungsform überall propagiert worden, und trotzdem nehmen auf der Welt, wie er richtig feststellt, die Diktaturen immer mehr zu. Gewiss war die Demokratie schon immer ein seltener Gast in der Geschichte. Im alten Griechenland selber, das sie erfand, konnte sie sich nur etwa 200 Jahre halten. Und in den Grosstaaten der Neuzeit ist sie kaum 100 Jahre alt. Vor fünzig Jahren war in Amerika jedermann ohne Unterschied der Parteirichtung überzeugt, dass die nächste Stufe der politischen Entwicklung in der Ausbreitung der demokratischen Selbstregierung auf der Welt bestehen werde. Demokratie schien damals das selbstverständliche Gegenstück zu der gigantischen Industrie-Entwicklung. Die demokratischen Einrichtungen wurden als der Gipfelpunkt der Zivilisation betrachtet, das Ziel, nach welchem die Menschheit immer hingestrebt habe.

Und heute? Die Geschichte seit dem 1. Weltkrieg zeigt ein wesentlich anderes Bild. Die Demokratie hat sich keineswegs unwiderstehlich durchgesetzt. Russland und dann Italien mit Mussolini waren die ersten Abweichungen. Dann kam Hitler und schliesslich sogar Frankreich unter Pétain. Gewiss wurde das Ansehen der Demokratie durch den angelsächsischen Sieg im Zweiten Weltkrieg stark gehoben, aber die Hoffnungen auf ein demokratisches Ost-Europa wurden durch die roten Armeen rasch zerstört. Der demokratische Idealismus Amerikas wandte sich darauf den neuen, afrikanisch-asiatischen Staaten zu. Aber auch hier gab es mehr Enttäuschungen als Erfolge. Die Ein-Mann Regierungen sind auch hier bedeutend zahlreicher, wenn auch manchmal durch eine Art Volksabstimmung anerkannt. Regierungen, gestützt auf freie Parteien gibt es nahezu keine, sodass die Wähler meist keine Wahl zwischen verschiedenen Führern treffen können. In Südamerika sind sogar demokratische Regierungen in ihrer Existenz bedroht, und selbst in Westeuropa halten die Amerikaner in Spanien und Frankreich eine Fortdauer undemokratischer Regierungen, auch nach dem Sturz der gegenwärtigen Herrscher für möglich, und befürchten auch einen möglichen Umsturz in Italien.

Diese Tatsachen erschütterten das überschäumende Selbstvertrauen der Amerikaner aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg. Ihr Glaube an die Zukunft der Demokratie beruhte auf einem unbeschränkten Vertrauen in die menschliche Vernunft (und, wenn auch unbewusster, in die protestantische neu-testamentarische Ueberzeugung, dass wir alle Brüder mit genau gleichen Rechten sind). Die auf Vernunft gegründeten Wissenschaften hatten so gewaltige Fortschritte gemacht, wie konnte es da anders möglich sein, als dass auch in der Politik auf die Vernunft abgestellt würde! Demokratie erschien so als die weitaus beste aller Lösungen und als die einzige, die auch den Lehren des Neuen Testamentes entsprach im Gegensatz zu allen Diktaturen, wo sich ein Einzelner alle Rechte über seine Mitmenschen bis zur gewaltsamen "Gehirnwäsche" anmassen konnte.

Was die Amerikaner an der heutigen Lage besonders irritiert, ist, dass alle gegenwärtigen und vergangenen Diktatoren quasi-religiöse Gefühle unter ihren Anhängern hervorriefen. Alle behaupten, Träger der wahren, demokratischen Lösungen für jedes politische Uebel zu sein, den wirklichen Willen ihrer Untertanen zu verkörpern. Es wird dabei nicht davor zurückgeschreckt, selbst Abstimmungen zu manipulieren, wenn nicht die Ausrede vorgezogen wird, Abstimmungen sofort abzuhalten, "sobald die korrupten Reste des vorangegangenen Regimes beseitigt seien," und das Volk an den Urnen seinen wahren Willen zeigen könne. Bei den Kommunisten nimmt man sich manchmal nicht einmal diese Mühe; es wird bündig erklärt, die Diktatur des Proletariates vertrete den wahren Willen und die Interessen des Volkes und damit basta. Ob ein schlecht orientiertes Volk das ablehne, spiele gar keine Rolle. Wahlen und Abstimmungen werden dazu überall so "arrangiert", dass sie den Fortbestand der Diktatur scheinbar rechtfertigen. Gegner landen in Zuchthäusern oder Arbeitslagern, schwankende Meinungen werden durch ein einseitiges Propagandageprassel beeinflusst. Ermahnungen von Seiten der Vereinigten Staaten an neugegründete Staaten erzeugten nur demütigende Abweisungen. Bestenfalls wurde erklärt, dass man gerne die Demokratie einführen würde, wenn nur gewisse schlechte Menschen sich anders aufführen würden.

Ziemlich rasch wurde dann in Amerika die Ansicht vertreten, dass Demokratie nie dort gedeihen könne, wo Armut herrsche. Zuerst müsse eine wirtschaftliche Entwicklung einsetzen, dann erst sei Demokratie als Dauerzustand möglich. Dieses Argument dient zur Begründung der massiven Hilfsprogramme Amerikas seit 1941, die sich in der Tat in West-Europa günstig auswirkten. In allen andern Kontinenten zeitigte sie jedoch nicht die gleichen günstigen Resultate. Es zeigte sich, dass die Industrialisierung auf alte Gesellschaftsformen zerstörend wirkt, dass alte soziale Ordnungen und Beziehungen, traditionelle Sitten, dadurch vernichtet werden. Dadurch werden auch bisherige, politische Gleichgewichte zerstört, und das Resultat dieser Umwälzungen ist die Anwendung blinder Gewalt. Besonders massive Kapitalhingaben bewirken eine rasche Auflösung der alten Ordnungen überall da, wo noch keine Industrie besteht. So ergab sich der schwerwiegende Widerspruch, dass bei allen unterentwickelten Völkern die grossen Geldhilfen demokratische Regierungen unterminierten, statt sie zu stärken. Wenn schon in hochentwickelten Ländern soziale Umschichtungen sich auf das politische System auswirken können, so seien die politischen Reaktionen in ärmeren Staaten, in denen die Demokratie sowieso ein Importartikel ist, noch viel heftiger. Entweder entstehe dann eine Diktatur, oder der Staat breche auseinander, wie dies beinahe im Kongo der Fall gewesen sei und nur durch die UNO habe vermieden werden können. Immer wieder zeige sich, dass in solchen Umwälzungen disziplinierte Gruppen, auch wenn sie sehr klein seien, der Majorität ihren Willen aufzwingen könnten. Besonders die Kommunisten hätten dies wiederholt demonstriert. Auch die militärischen Staatsstreiche liessen sich auf diese Weise erklären, sagt McNeill, denn auch militärische Disziplin gebe eine brauchbare Grundlage für solche Machtergreifungen ab.

Hier zeigt sich das Dilemma, in welchem die Demokratie heute steckt. Wie soll sie ein Gegenstück zur kommunistischen Partei oder zu militärische, anti-demokratischen Kräften für politische Zwecke schaffen, ohne demokratische Grundsätze zu verraten?

So kommt Mc Neill heute zum Schluss, dass es in vielen Ländern Zeiten gebe, wo das Prinzip der Mehrheit in einem Volke einfach nicht brauchbar sei oder nur unverantwortliche und unwirksame Regierungen zustande bringe, welche die wirtschaftliche Entwicklung eher hinderten als förderten. Es habe sich auch gezeigt, dass über viele wichtige Probleme überhaupt keine Meinung einer Mehrheit bestehe, während ein Demagoge rasch eine Mehrheit für gewisse Forderungen zusammenbringe, zum Beispiel für Lohnerhöhungen usw. Solche Mehrheiten zerstörten jedoch die Entwicklung eines Landes, und gerade das sei in Cuba und auch in Indonesien vorgekommen. Man muss zugeben, dass das amerikanische Denken seit Wilsons Zeiten eine grosse Wandlung durchgemacht hat; solche Aeusserungen wären damals unmöglich gewesen.

Die Amerikaner mussten auch die Erfahrung machen, dass massive Geldhilfen in vielen Staaten keineswegs populär sind. Auch das ruft Veränderungen hervor, und solche verletzten immer irgendwen. Dazu ist ausländisches Kapital immer von ausländischen Beratern begleitet. Auch wenn diese sehr vorsichtig vorgehen und lokale Empfindlichkeiten bestmöglichst geschont werden, ist doch immer mit starker Gegnerschaft zu rechnen. Niemand sieht gerne Ausländer, welche die Kompetenz haben, alte Traditionen zu ändern. Es kann so vorkommen, dass gerade demokratische Regierungen fremde Hilfe und Berater zurückweisen, während Diktaturen, die auf die Ansichten im Volk keine Rücksicht nehmen müssen, grosse Vorhaben mit ausländischer Hilfe viel leichter durchführen können.

Im Gegensatz zur frühern, simplen Ansicht der massgebenden Kreise Amerikas bricht sich heute die Auffassung Bahn, dass die Verfolgung wirtschaftlicher Ziele bei den unterentwickelten Völkern keineswegs immer eine Grundlage für stabile, demokratische Regierungen bildet. Schnelle Veränderungen sind viel eher dazu angetan, autoritäre Regierungen hervorzurufen. Sicher sind allerdings Demokratien auf die Dauer durch ihre freie, öffentliche Meinung und Kritik viel anpassungsfähiger an die wirtschaftliche Entwicklung als eingleisige Diktaturen, welche jede Kritik ausschliessen, und andere noch so begründete Ansichten gar nicht zu Worte kommen lassen. Hier können riesige und die Existenz eines Landes gefährdende Fehler begangen werden, wie sich gegenwärtig in der sowjetischen Landwirtschaft zeigt. Am Ende brach bei Mc Neill doch wieder der alte, amerikanische Optimismus durch, als er sagte: vielleicht sind die vielen Diktaturen nur eine Kinderkrankheit der sich rasch entwickelnden Industriegesellschaft. Und unsere Nachkommen werden eines Tages viel mehr echte Demokratien auf der Erde erblicken als wir. Aber es tönte dies eher als der Ausdruck einer Hoffnung, denn als sichere, unbezweifelbare Gewissheit.

# Von Frau zu Frau

## EIN LUSTIGES NEUES JAHR

EB. Ich habe eine Glückwunschkarte von einer fremdsprachigen Freundin erhalten. Darauf steht unter anderm:"Ich wünsche Ihnen ein lustiges neues Jahr". Ich wurde stutzig - wie ungewohnt das klingt! Der guten Schreiberin war offenbar der Unterschied zwischen "fröhlich" und "lustig" nicht ganz geläufig.

Aber sie hat mich mit ihrem "lustigen" Wunsch ein wenig zum Nachsinnen gebracht. Wo liegt denn eigentlich der Unterschied? Und

warum wünschen wir uns ein "fröhliches", aber kein "lustiges" neues Jahr? Ueberhaupt, bei vielen fehlt schon der Ausdruck "fröhlich" und höchstens "glücklich" ist erlaubt. Glücklich scheint so viel mit Schicksal zu tun zu haben, es scheint so sehr jenseits des Selbst-zu-bestimmenden zu sein, dass man es einander schon wünschen darf. Der Ausdruck bringt die nötige Würde für - eben für "Glück"-Wünsche mit. Fröhlichkeit, oder gar Lustigkeit, nein, das tönt zu profan.

Und doch, Fröhlichkeit vermag die Ungunst der Stunde zu besiegen. Fröhlichkeit, Heiterkeit - sérénité, wie das schöne französische Wort heisst - ist ein Gottesgeschenk mindestens so sehr wie Glück. Fröhlichkeit ist Lächeln und über den Dingen Stehen. Fröhlichkeit ist Humor. Wem würde es nicht wohl um einen fröhlichen Menschen herum? Höchstens dem unverbesserlichen Griesgram und Nörgler, dem Asketen und Fanatiker, jenem, der Fröhlichkeit für eine Sünde hält. Ihnen zum Trotz wünsche ich uns allen Fröhlichkeit und Heiterkeit, auch dann, erst recht dann, wenn wir sie uns erkämpfen müssen.

Nun aber die Lustigkeit? Wenn Fröhlichkeit Lächeln ist, so scheint mir Lustigkeit Lachen. Wenn Fröhlichkeit Humor bedeutet, so bedeutet Lustigkeit Witz. Lustigkeit mag flacher, seichter sein. Aber ich glaube, es ist gar nicht so abwegig, uns auch Lustigkeit zu wünschen. Wenn ich mir meine Freundin vorstelle: Ungewollt hat sie mir jene Eigenschaft gewünscht, die sie selbst besitzt. Sie ist lustig, sie hat Witz, weit mehr als ich. Man kann lachen um sie herum. Immer lachen, immer sprühen, immer ein "lustiges Jahr", nein, es wäre nicht mein Wunsch. Immer Witze hören ist ermüdend. Aber auch lachen, auch sprühen, auch Witze hören, das ist herrlich erquikkend. Man braucht auch in dieser konfusen Welt nicht nur in Sack und Asche zu gehen. Auch diese konfuse Welt erträgt es, wenn man nicht nur sanft lächelnd einherschwebt. Sie hat ein kräftiges Lachen und Lustigsein sehr nötig.

Ich gebe Ihnen daher den Wunsch von Herzen weiter: Ich wünsche auch Ihnen ein lustiges neues Jahr. Es ist nicht unbedingt ein leicht zu nehmender Wunsch. Zum Lustigsein braucht es mehr als einen, man muss mitmachen, man muss lachen helfen. Es schliesst damit beinahe eine Verpflichtung ein, ganz besonders für jene, denen das Lachen nicht zu vorderst sitzt. Und wenn wir es selbst nicht können, andere zum Lachen zu bringen: Geben wir uns doch wenigstens Mühe, ihr Lachen nicht zum Verstummen zu bringen, weder durch ablehnendes Besserwissen noch durch eifersüchtiges Achselzucken. Lassen wir den andern klaglos und grossmütig das lustige Jahr. Sie brauchen schliesslich für ihr Lachen, für ihre Witze auch Zuhörer. Wenn jedes seine beste Rolle spielt, mag daneben sogar ein fröhliches und glückliches Jahr draus werden. Ich wünsche es uns allen.

## Die Stimme der Jungen

IL GATTOPARDO - eine Enttäuschung für uns

rom. Der Verdacht hat sich leider als nur allzu berechtigt herausgestellt. Die Ahnung nämlich, dass mit diesem Film etwas nicht stimmte, hatten ihm doch unzählige Kritiker die dichtesten Lorbeerkränze gewunden und ihn gar aufs Piedestal des besten Filmwerkes der letzten zehn Jahre gehoben. Doch er ist enttäuschend, obwohl er sicherlich nicht missraten ist.

Der Niedergang einer adeligen Familie in Sizilien zur Zeit des Risorgimento ist in dem Roman "Il Gattopardo" von Giuseppe Tomasi di Lampedusa sehr detailliert und mit grosser Nähe, in einer lebendigen, bildhaften Sprache geschildert. Was aber macht der Filmregisseur Luchino Visconto aus dieser Vorlage: Eine Farbensinfonie, ein breitangelegtes Schaustück von zugegeben eindrücklicher Schönheit und historischer Treue. Was nützt jedoch die minutiöse Rekonstruktion der stilvollen Interieurs und kostbaren Roben, wenn dabei die Geisteshaltung der Darsteller sich nicht von der heutigen Zeit lösen kann. Gewiss sind ihre Gedanken in einem wohlformulierten und hervorragenden Dialog sichtbar gemacht. Doch dieser stammt ja aus dem Buch. Die Häufung von Kernsätzen, die Zusammenballung der wichtigsten Aussprüche auf ein gedrängtes Mass ist eigentlich "unfilmisch". Der Zuschauer vermag ihren Inhalt gar nicht zu erfassen, zu verarbeiten; es wächst in ihm einzig der resignierte Wunsch, die wichtigsten Gespräche in Ruhe im Roman selbst nachzulesen.

Zudem springt der Regisseur mit seiner Vorlage recht frei um. Nur die wirkungsvollsten Szenen, die pikanten Stellen der Diskurse hat er herausgegriffen und sie teilweise zu auflockernden, aber meist deplaziert wirkenden Gags gefügt. Gewiss ist es legitim, eine Vorlage abzuändern, nach seinem persönlichen Standpunkt umzugestalten und etwas Eigenes, Eigenständiges daraus zu schaffen. Wenn aber Visconti den Gehalt, das Anliegen des Romans ganz über seine Leisten schlagen möchte, dann darf er nicht den Dialog wörtlich übernehmen. Sonst geschieht, was ihm leider geschah. Er fällt zwischen Stuhl und Bank, zwischen die literarische Grundlage und seine eigene Weltanschauung.

Die recht lächerliche Sequenz der Eroberung Palermos durch Garibaldis Rothemden ist beispielsweise des Regisseurs eigene Erfindung. Krakehlend und verblüffende Aehnlichkeit mit Cowboys zeigend stürmen Haudegen über Wälle; Tote und herzzerreissend weinende Frauen gibt es; wirkungsvoller Pulverdampf umrankt die Kamera, und ganz unmotiviert explodiert ab und zu eine Granate.

Dafür leistet sich Visconti den Luxus, Personen einzuführen und dann wieder in der Versenkung verschwinden zu lassen, Handlungsfäden lose zu knüpfen, am Schluss aber nicht aufzulösen. (Das ganze letzte Kapitel des Buches fehlt.) Gleichmässig und ohne jegliche Spannung lässt er das Geschehen sich entwickeln. Dass deswegen der Film langweilig sei, ist nicht zu behaupten, denn immerhin, etwas fürs Auge hat man.

Von einer frühern Beherrschung der Farbfilm-Montage (etwa in "Senso" 1953) ist nichts mehr zu spüren. Ausser bei den Landschaftsaufnahmen sind keine weichen Ueberblendungen zu sehen, harte Uebergänge extrem langer Szenen beherrschen den Film, nicht nur äusserlich sondern auch inhaltlich. Etwa dort, wo die ganze Familie in der Kirche gezeigt wird - Schnitt - der Fürst in der Badewanne; oder wo er ein Glas Liqeur trinkt und darauf unsäglich erstaunt in die Welt blickt. Weshalb, verschweigt ein abrupter Schnitt. Auch bedient er sich einer Kamera, die wohl mit den Farben effektvoll umzugehen weiss, die Lichtdramaturgie aber vollständig vernachlässigt. Allerdings ist hier der Vorwurf unangebracht, dass die Darstellung der Landschaft zu kurz komme, denn der karge, von der Sonne ausgedörrte Boden Siziliens wird in seiner herben Grösse ausreichend gezeigt.

Schade ist, dass Burt Lancaster der Rolle des Fürsten nicht voll gerecht zu werden vermag. Man hat das Gefühl, er verstecke sich hinter seinen Backenbärtchen und seinem ewig wirren Haarschopf. Auch ist er für einen abtretenden Mann etwas zu dynamisch, lebensvoll; ein Etwas an adeliger Haltung geht ihm zudem ab. Das ist dafür bei der Frau des Fürsten eindrücklich vorhanden. Eine Frau von Format, obwohl sie vermutlich unsympathisch erscheinen sollte; grossartig gespielt. Alain Delon ist erfrischend schelmisch, vielleicht etwas zu unbeschwert, jungenhaft. Claudia Cardinale hingegen wirkt trotz ihrer rosigen Wangen farblos.

Gewiss gibt es nicht nur die Farbenpracht und edle Schönheit, die an diesem Film positiv in Erscheinung treten. Zumindest eine Szene verdient besonders hervorgehoben zu werden: Der erregte Disput des Jagdaufsehers (von einem ausgezeichneten Serge Reggiani gegeben) mit seinem Herrn ist von packender Natürlichkeit und Ehrlichkeit. Die beste Szene des Films, worin alles makellos zusammengefügt: Charaktere, Leben und Landschaft.

Desungeachtet bleibt die Enttäuschung, hervorgerufen durch die Vergröberung der Vorlage, die Derbheit der Inszenierung, des Fehlens psychologischen und künstlerischen Feingefühls. Hinzu kommt, dass der Film zu sehr am Aeusserlichen, Schaubaren hängt und so die innere Entwicklung nicht genügend berücksichtigt; zu wenig glaubhaft darzustellen weiss. Was aber am meisten betrübt, ist das Fehlen einer Ausstrahlung, die den Betrachter in ihren Bann ziehen könnte. Geblendet von der Pracht sitzt er teilnahmslos da, und mag sich (trotz der drei Stunden Dauer) nicht für die Handlung zu erwärmen, er kann nicht mitgehen. Wo bleibt die dichte Atmosphäre, die Intensität etwa eines "Rocco e i suoi fratelli"?

Angriff der Schüler auf ihren idealistisch gesinnten Lehrer (Glenn Ford) in dem wiederaufgeführten, sozial-kritischen Film "Saat der "Gewalt".